Goethe am Tage der Schlacht bei Jena.

Der vierzehnte October brach an. Anfangs nebelig, ward er ein sonnenheller, heiterer Tag. Schon 6½ Uhr Morgens hörte man in Weimar fernen Kanonendonner, man vernahm ihn pelotonweise auch in Goethe's Hausgarten, weil die Morgenluft den Schall in gerader Richtung dahinbrachte. Die Fenster der Häuser klirrten, und allgemeine Bestürzung verbreitete sich durch die ganze Stadt. Männer und Frauen eilten durch die Straßen, auf die Anhöhen, auf die Thürme oder vor die Thore, um dem Rollen des Kanonendonners, der von Zeit zu Zeit näher kam, zu lauschen und hieraus Schlüsse auf den Gang der begonnenen Schlacht zu ziehen. Ein besonders günstiger Beobachtungspunkt war die „Schnecke", der Wendelthurm im Park unweit des Goethe'schen Hauses. Bürger der nahegelegenen Stadttheile suchten ihn auf und tauschten ihre Furcht und ihre Hoffnung aus. Immer hörbarer, immer stärker wurde die Kanonade, bis sie im Laufe des Tages sich allmälig wieder minderte und endlich ganz aufzuhören schien.

Sämmtliche Rathspersonen der Stadt Weimar waren auf dem alterthümlichen Rathhause am Markte versammelt, zwar ohne Geschäfte, weil theils die zeither ununterbrochen einquartirten preußischen Truppen die Stadt verlassen hatten, theils der Tag der Schlacht das Wort bewährte: inter arma silent leges, —aber in desto größerer innerer Unruhe und Erwartung, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde. Einige Zeit trug man sich mit Siegesnachrichten; Gerüchte sagten, die französische Armee sei im Rückzuge, die Preußen würden siegen. Reiterhaufen sprengten durch die Stadt und versicherten im Fluge, daß der Sieg unser sei. Es wurde auch ein Trupp französischer Gefangener, zum Theil verwundet in die Stadt gebracht und wäre vom Volke und von den Soldaten in erräumtem Siegestaumel beinahe gemißhandelt worden, wenn nicht ein preußischer Offizier es verhindert hätte.

Inzwischen kamen in Weimar im Laufe des Vormittags des 14. October Cavalleristen von verschiedenen preußischen Regimentern an und sammelten sich auf dem Markte. Niemand konnte die eigentliche Ursache davon und den wahren Stand der Sache erfahren. Die Anzahl dieser Mannschaft wurde aber immer größer, nach und nach wurde der ganze Markt gefüllt. Die Gerüchte über Gewinn und Verlust beider Armeen wechselten noch fast viertelstündlich. Auf den Rathhaussaal waren von den Preußen nach und nach verschiedene angeblich verdächtige Personen und einige gefangene Franzosen gebracht worden und wurden dort bewacht. Preußische Offiziere ritten noch immer mit Siegesnachrichten in die Stadt, aber auch sogleich zum anderen Thore hinaus.

So war unter immer steigender Unruhe die vierte Nachmittagsstunde herangekommen. Zu dieser Zeit wurde die bisherige Vermuthung, daß die preußische Armee retirire, zur vollen Gewißheit. Die vor dem Fürstenhause stehenden, seit dem Morgen angespannten Wagen fuhren eiligst ab. Die Preußen, und jetzt auch Infanterie, passirten in immer größerer Menge und Hast über den Markt nach der Windischen- und Breitengasse zu. Das Webicht, die dahinführende Allee, die Chaussee von Jena nach Weimar erfüllte tausendstimmiges Kriegsgeschrei, vermischt mit Trommelwirbel, Trompetenruf, dem Hufschlag der Rosse. Die ungeheure Baggage retirirte, die Truppen zogen zur Bedeckung nebenher, alle Ordnung war aufgelöst. Endlich wurde aus der Eile der hereinkommenden Preußen völlige Flucht. Alles lief, fuhr, ritt in größter Unordnung durcheinander, um die Stadt und durch die Stadt nach der Gegend von Erfurt zu, und durch Weimar erscholl das angstvolle Geschrei: „Die Franzosen rücken heran!"

Da donnerten Kanonenschüsse ganz in der Nähe, und die Kugeln sausten über die Stadt hin. Die Häuser zitterten, und viele ihrer Bewohner noch mehr, manche flüchteten in die Keller. Riemer berichtet, welche Bestürzung auch in Goethe's Hause entstand. Goethe hatte sich mit seinen Hausgenossen eben zu Tisch gesetzt, sie hatten kaum angefangen von den Speisen zu genießen, als sie Kanonenschüsse erst einzeln, dann mehrere hinter einander ganz in der Nähe vernahmen. Sie standen sogleich auf, der Tisch wurde schleunigst abgeräumt. Goethe entfernte sich durch die vorderen Zimmer, Riemer dagegen eilte von der anderen Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand Goethe bereits darin auf- und abgehend. Während dessen pfiffen, von der Altenburg her, Kanonenkugeln über das Haus hin. Hinter dem Garten, dicht an der „Ackerwand", ging inzwischen die preußische Retirade weg, in der gräßlichsten Verwirrung. Man hörte das Geschrei und sah die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über die Gartenmauer hinschwankend.

Die Kanonenkugeln sausten immer fort über die Stadt, mehrere schlugen in Häuser ein. Ein Glück für die Stadt, daß die Preußen sich nicht in derselben festgesetzt, sondern sie flüchtend verlassen hatten; ganz Weimar hätte zum Schutthaufen werden können. So aber galten die Kanonenschüsse nicht sowohl der Stadt, als vielmehr der nach Erfurt zu, namentlich auf der Landstraße dahin fliehenden Preußen und ihrer Bagage. Daher dauerte auch das Schießen in der Nähe der Stadt nicht lange. Um so grausiger war die Stille, die in der Stadt eingetreten war. Sie glich der Stille vor einem furchtbaren Gewitter, doch war sie noch entsetzlicher. Alle Häuser und Läden wurden geschlossen. Unter ängstlicher Erwartung der kommenden Dinge, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegschaffen von zurückgelassenen Effecten der bisherigen preußischen Einquartierung verfloß im Goethe-Hause die nächste Stunde. Aehnlich ging es in anderen Bürgerhäusern zu. Viele Bürger suchten ihre werthvollste Habe in geheimem Versteck zu sichern. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Auf den Bäumen in der Esplanade aber sangen die Vögel auf das Lieblichste, und dieser Friede der Natur bildete zu den Schreckensscenen einen doppelt erschütternden Contrast.

Die Rathspersonen begaben sich in die Rathsstube und beriethen, ob man dem Kaiser der Franzosen entgegen gehen wollte. Die meisten stimmten dafür, aber theils die Besorgniß, daß die Kugeln die Entgegengehenden treffen möchten, theils die Ungewißheit, ob der Kaiser zum Kegelthore, oder zum Frauenthore hereinkommen würde, veranlaßten das Aufgeben des Vorhabens. Während der fortdauernden furchtbaren Stille passirten die Breitengasse hinauf noch einige preußische Kanonen ohne Räder, Munitionswagen 2c. in voller Flucht. Gegen 5 Uhr schwiegen die Kanonen. Um dieselbe Zeit sprengten aber Chasseurs—die ersten eindringenden Franzosen — in vollem Galopp durch das Kegelthor in die Stadt und nach dem Schlosse, hieben vor demselben und in den nächsten Gassen, unter den Fenstern der Herzogin, einige Preußen nieder und ritten, den flüchtigen Preußen nachsetzend, die Breitengasse hinauf. Dort, am Tittel'schen Laden, wurde einigen der Chasseurs Wein gereicht. Prinz Joachim Murat war, fast zugleich mit den Chasseurs, einer der ersten in der Stadt. Er hatte einen Offizier vorausgesandt und sich erkundigen lassen, ob eine fürstliche Person im Schlosse sei. Durch ihn bei Herzogin Louise angemeldet, begrüßte er dieselbe und gab ihr die Zusicherung, daß ihr Schloß unverletzlich sein würde.

Auch an das Frauenthor kamen einzelne französische Husaren gesprengt, spähend, ob Feinde in der Stadt wären. Einer von ihnen wagte sich etwas weiter herein. Goethe's Sohn und Riemer, welche vom nahen Goethe'schen Hause aus die Reiter sahen, eilten mit einigen Flaschen Wein und Bier auf sie zu und boten ihnen diese Erfrischungen an. Auf die Versicherung, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären, nahmen sie Bier und Wein und galoppirten durch die leeren Straßen in die Stadt hinein.

Bei einer ähnlichen Scene war Goethe selbst thätig. Als zwei französische Chasseurs am Frauenthor erschienen, eilten aus den benachbarten Häusern mehrere Personen mit Erfrischungen für dieselben herbei. Auch Goethe kam herzu, zog aus seinem blauen Ueberrocke eine Flasche Wein und reichte sie einem Chasseur aufs Pferd, der sie mit einem wohlgefälligen Kopfnicken sogleich in seinen Mantel in Sicherheit brachte. Als aber Goethe dem andern Reiter ein Packet mit Tabak reichte, wurde er durch die Frage, ob der Tabak gut sei, in Verlegenheit gesetzt. Lächelnd erwiderte er: er könne es nicht behaupten, weil er selbst nicht rauche. In diesem Augenblick erscholl in der Entfernung, begleitet von einigen Schüssen, der Ruf: qui vive? die Reiter jagten davon und Goethe begab sich mit raschen Schritten von dannen.

Kurze Zeit darauf kam ein Husarenoffizier zu Goethe. Es war Wilhelm von Türkheim, der Sohn von Goethe's früherer Geliebten und Braut Lili. An seiner Seite ging Goethe auf das Schloß. Wollte er der Herzogin Trost zusprechen? wollte er bei Murat für sich und die Stadt um Schutz bitten? vielleicht beides. — Mit der treuen Freundschaft, die er für Karl August hegte, mit der hohen Verehrung, die er von jeher der Herzogin weihte, wird er mit der Fürstin die durch den unglückseligen Verlust der Schlacht so plötzlich entstandene traurige Sachlage besprochen, das Nöthigste berathen und Trost und Muth ihr eingeflößt haben. Vom Schloß ließ er in sein Haus den Seinen sagen, sie würden den Marschall Ney und außerdem noch einige Cavalleristen zur Einquartierung bekommen, sollten aber sonst Niemanden hereinlassen.

Inzwischen hatte man auf dem Rathhause den Eintritt der französischen Offiziere erwartet und Wein und andere Getränke für dieselben in Bereitschaft gehalten. Jetzt erfolgte dort die Ankunft der Offiziere, auch des Marschalls Ney. Sie waren siegbegeistert und betrachteten die Stadt als eine feindliche. Ihre Fragen, ihre Aeußerungen: „Aha! ihr seid gut preußisch, sein (des Königs) Reich soll ausgestrichen werden!" mußten bange Erwartungen erregen. Die Offiziere forderten ungestüm Quartiere, noch an demselben Abend und bis in die Nacht mußten mehr als 40,000 in Weimar einquartiert werden.

Bald darauf, etwa 6 Uhr Abend, strömten die Massen französischer Truppen in die kleine, enge Stadt, und eine so furchtbare Katastrophe begann, wie Weimars Chronik keine ähnliche mehr aufzuweisen hat. Die hungrigen französischen Soldaten verlangten Lebensmittel, die Husaren und Dragoner forderten Unterkommen und Verpflegung und nahmen sie mit Gewalt. Aber mehr als dies: die Franzosen fingen in der Stadt, die sie als feindlich ansahen, zu plündern an, und diese Plünderung wurde bald allgemein. Tausend Räubern gleich, fielen sie in brutalster Weise über die armen Bürger und deren Eigenthümer her, sie zückten ihre Gewehre gegen dieselben, sie mißhandelten dieselben ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht und beraubten sie ihrer Habe. Der Schall von eingeschlagenen Thüren und das Geschrei der Einwohner waren in allen Straßen zu hören. Nur wenige Häuser blieben verschont. Jedes Einwohners Gut und Leben war in den Händen einer zügellosen Horde, und Viele verloren fast Alles, was sie besaßen. Dazu kam, daß, jedenfalls von den Plünderern angezündet, im Hause des Geh. Registrators Taubert, unweit des Schlosses, Feuer ausbrach und, da Jeder für sich und sein Eigenthum zu sorgen hatte, und daher Niemand zum Löschen herbeieilte, rasch überhand nahm, die benachbarten Häuser der Vorwerksgasse ergriff und die ganze Stadt in Gefahr setzte. Als die dem Schlosse gegenüberstehenden Häuser in Feuer aufgingen, war der Widerschein davon so hell, daß man um 7 Uhr auf dem Schloßhofe sowohl als auf dem Markte Geschriebenes lesen konnte. Jedermann konnte nicht anders glauben, als daß die Franzosen ihre Drohungen, Weimar zu vernichten, erfüllen und die ganze Stadt einäschern wollten. Schrecken und Noth herrschte in allen Familien. Nur die sich verbreitende Kunde, daß die Herzogin Louise noch im Schlosse sei und in Mitten ihrer bedrängten Bürger ausharre, gab einigen Trost; durch ihre Vermittlung hoffte man Rettung von dem unsäglichen Unglück. Doch wie ein reißender Strom drang das feindliche Heer von allen Seiten herein, immer neue zahlreiche Truppen strömten herbei, die, auf den Plätzen der Stadt bivouakirend, Läden und Keller erbrachen, in die Häuser eindrangen, plünderten und Mißhandlungen verübten. So währte diese entsetzliche Verwüstung der Stadt die ganze Nacht fort.

In Goethe's Hause lagerten sich, wie er vom Schlosse aus gemeldet hatte, einige Cavalleristen, sechszehn Mann, meist Elsässer, in das Bedientenzimmer. Sehr ermüdet von dem sechszehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht und nach Weimar, verlangten sie nichts als Streu und waren mit einigen Flaschen Wein und Bier rasch zufriedengestellt. Goethe war zurückgekommen, doch der Marschall erschien noch immer nicht, obgleich die Tafel für ihn und seine Begleiter längst bereit war. In einem Zimmer des Hinterhauses war eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die vor der Wuth und den Mißhandlungen der Plünderer sich hierher geflüchtet hatten. Einige von ihnen waren der unermüdlichen Christiane Vulpius dabei behilflich, für den erwarteten Marschall die Speisen zu bereiten und Wein aus dem Keller heraufzuschaffen, während Andere nur über das plötzliche Unglück jammerten und so nur die Bestürzung der Hausgenossen vermehrten. Die Elsässer schliefen fest. Das Haus war verriegelt. Während Goethe oben in seinen Zimmern verweilte, hielt sich Riemer auf der Hausflur hin- und wiedergehend auf, um bei Ankunft des Marschalls zur Hand zu sein, Andere aber, die sich etwa eindrängen wollten, abzuhalten und im Nothfall die Hilfe der Elsässer anzurufen. Es war schon tief in der Nacht, und welche fürchterliche Nacht! Der Brand wüthete weiter, die hochaufleuchtenden Flammen warfen Hellung bis in die Hausflur, auf den Straßen Pochen und Lärmen, Geheul und Gewinsel. Plötzlich donnerten gewaltige Kolbenstöße an die Hausthür. Zwei bewaffnete Tirailleurs (zwei kleine Kerls von der spottweis sogenannten Löffelgarde) forderten Einlaß und wurden zwar zunächst von Riemer und einem der Elsasser kräftig zurückgewiesen, kamen aber später zurück und verlangten erst bittend, dann mit der Drohung, die Thür einzuschlagen oder durch das Fenster einzudringen, Aufnahme. Riemer ließ sie ein und holte ihnen auf ihre Forderung einiges Getränk und Speise. Sie verlangten nach dem Hausherrn. Riemer eilte zu Goethe hinauf, erzählte ihm in Eile den Hergang und bat ihn, herunterzukommen und die Leute abzuweisen. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock (dem Prophetenmantel, wie er ihn scherzhaft nannte) schritt Goethe die Treppe herab und frug die Tirailleurs, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht Alles erhalten, was sie billiger Weise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte? Seine würdige Gestalt, seine geistvolle Miene flößten ihnen Achtung ein, höflich schenkten sie ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Bald entfernte er sich wieder. Sie tranken weiter. Später aber eilten sie, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um eine bequeme Ruhestatt zu erobern. Sie stürzten in das Zimmer Goethe's und drangen mit ihren Waffen auf ihn ein. Sie hätten ihn vielleicht getödtet oder doch verwundet, wenn nicht Christiane Vulpius mit Geistesgegenwart und Muth ihn gerettet hätte. Rasch warf sie sich dazwischen, rasch rief sie auf der in den Garten führenden Treppe einen der in das Hinterhaus Geflüchteten zur Hilfe, befreite mit ihm Goethe von den Wüthenden und jagte sie aus den Zimmern, deren Thüren sie nun verschloß und verriegelte. Dennoch nahmen sie in dem Zimmer, worin die Betten für das Gefolge des Marschalls standen, ihr Lager, und erst der mit Tagesanbruch eintretende Adjutant des Marschalls Augereau fuchtelte wüthend die beiden frechen Marodeurs mit flacher Klinge aus Bett, Zimmer und Haus. Goethe aber bewahrte gegen den Mann, der im Verein mit Christiane Vulpius ihn gerettet hatte, stets treue Dankbarkeit.

Zur Duellwuth.

Von Emil Jonas.

Es gab eine Zeit, sowohl in Deutschland als im Auslande, wo die geringste Gelegenheit hinreichte, um ein Duell hervorzurufen, und es schien fast, als ob die Ehre des Mannes ihren Sitz in seinen Füßen hätte, oder ob sein Selbstgefühl in den Stiefeln ausliefe; denn das Treten auf die Zehe oder das verspätete Kommen zu einer zum Tanze engagirten Dame gab Veranlassung zu den meisten Duellen.

Die sich dem Gesetze unterwerfenden Schweden fügten sich im Allgemeinen einem am Schlusse des vorigen Jahrhunderts erlassenen Duellverbot besser, als man von ihrer „heftigen Trägheit" und ihrem stark ausgeprägten Feingefühl in „Ehrensachen" hätte erwarten können. Duelle waren bereits während des zweiten Decenniums des neunzehnten Jahrhunderts aus der Mode gekommen, und beim Kronoberg-Regiment hatte man seit langer Zeit nichts von einem Zweikampf gehört, als Lieutenant C. eines schönen Sommermorgens auf der Kronobergshaide — dem Exercierplatze des Regiments — nach beendetem Frühstück erklärte, daß es seine unerschütterliche Absicht sei, seinen Kameraden und bisherigen besten Freund, den Liebling aller Kameraden wie aller Damen, den bildschönen Lieutenant F., zu fordern.

Dieser lachte Anfangs recht herzlich über C's. Blutdurst und hielt dies für einen wenig glücklichen Scherz. Aber als er überzeugt wurde, daß der redliche, aber oft excentrische Kamerad es in der That ernstlich meinte, wurde er ein wenig niedergeschlagen, nicht etwa weil er Angst hatte, durchaus nicht; hätten die Kameraden aus dem Offiziercorps denjenigen zu bezeichnen gehabt, der die größte Ruhe und den größten Mannesmuth in der Stunde der Gefahr besitze, so würden sich Aller Blicke unwillkürlich auf den Lieutenant F. gerichtet haben. Uebrigens war er noch immer vollkommen davon überzeugt, wie überhaupt fest entschlossen, daß dieses Duell niemals zu Stande kommen würde; aber er wußte auch, daß, wenn Lieutenant C. sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, es sehr schwer war, ihn davon abzubringen. Er bereitete sich daher auf die kommenden Unannehmlichkeiten vor.

„Aber im Ernst gesprochen, lieber C., warum willst Du mir durchaus das Leben nehmen?"

„Habe ich es Dir denn noch nicht gesagt? Ich hatte Fräulein v. R. zur Anglaise gestern auf dem Ball in A. engagirt, und sie versagte mir denselben, flog aber gleich darauf mit Dir davon, der Du sie später, als ich, zum Tanze aufgefordert hattest."

„Dafür kann ich doch nicht, lieber C., ich hatte keine Ahnung davon, daß Du, der während des ganzen Abends sich nicht am Tanzen betheiligt hatte, das Fräulein zuvor aufgefordert hattest."

„Herr Lieutenant! Wissen Sie, was man unter dem Worte Ehre versteht?"

„Ich hoffe das. Unter Anderem verstehe ich darunter, seine Schulden bezahlen, und ich weiß, daß Keiner von uns Beiden das kann, weder Sie, noch ich, Herr Lieutenant, wenn Einer von uns im Kampfe fällt."

* * *

An demselben Tage gegen 7 Uhr Nachmittags sah man sechs Offiziere mit ernsten Gesichtern und in gravitätischem Marsche sich gegen den Theil des die Haide umgebenden Waldes begeben, der ungefähr in der Richtung liegt, wo jetzt die Eisenbahnstation Moheda gelegen ist.

Es waren die beiden Lieutenants C. und F., sowie vier Secundanten. Das Duell war also beschlossen.

Merkwürdig genug hatte C., als er sich an zwei seiner Kameraden mit dem Ersuchen wandte, seine Zeugen bei der feierlichen Genugthuung sein zu wollen, keinen Widerstand gefunden, den er von ihren „engherzigen Vorurtheilen" befürchtet hatte. Sie hatten wohl recht ernste Einwendungen erhoben, aber doch sehr schnell, wie die von F. erwählten Secundanten, ihre Einwilligung gegeben.

Als die kleine Gesellschaft nach einem offenen Platz im Walde gekommen war, ging es gerade so zu, wie in einem ordentlichen Frauen-Roman. Die Pistolen wurden geladen, der Abstand gemessen; die Duellanten betrachteten einander mit wüthenden Blicken; in F's. Gesicht schien ein wehmuthsvoller Ausdruck sich zu zeigen, und schließlich standen die beiden Männer sich gegenüber, die vierundzwanzig Stunden früher Alles für einander gewagt haben würden, bereit, einander das Leben zu nehmen.

F. sollte den ersten Schuß haben, denn keiner der Secundanten wollte darauf eingehen, daß C. von Anfang an der Beleidigte sei, für den er sich selbst hielt.

Der Schuß knallte — C. vermeinte das Sausen der Kugel an seinem Ohr zu vernehmen, aber — er war unverletzt.

Zum ersten Mal während der ganzen Zeit schien jetzt C. ein wenig zu zittern, als nunmehr die Reihe zu schießen an ihn kam; sein Gesicht wurde leichenblaß und das Auge starrte halb abwesend auf seinen früheren Freund. Er ermannte sich jedoch, streckte den Arm aus — der Schuß krachte—und mit einem jammervollen Aufschrei fiel F. zu Boden, während das Blut in klaren großen Tropfen aus einer Wunde an seinem Halse hervorquoll.

Da erst schien C. wieder zur Besinnung zu erwachen. Er stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „O, mein Gott, was habe ich gethan! Ich wollte ihn nicht tödten; ich verließ mich auf meine Sicherheit als Schütze und wollte ihm nur einen gelinden Denkzettel beibringen!" Er eilte zu dem sterbenden Freunde hin; allein er wurde von einem Secundanten, dem jungen Lieutenant R., auf das entschiedenste und kräftig zurückgestoßen, indem er sagte:

„Was hast Du hier zu thun? Du hast Deinen Freund, der Dir nicht die geringste Veranlassung zum Zorn gegeben hat, auf grausame Weise gemordet. Darum fort von dem Unglücklichen!"

Und er ging....

* * *

Einige Stunden später oder gegen Mitternacht lenkten fünf gespensterhafte Schatten aus verschiedenen Richtungen schweigend und schleichend ihre Schritte nach einem kleinen Waldhause, eine Viertelmeile von der Kronoberger Haide entfernt. In die enge Hütte eingetreten, die nach Uebereinkunft von dem Besitzer geräumt worden war, warfen sie ihre dunklen Mäntel ab, und wir erkennen nun die Theilnehmer an dem blutigen Drama des Abends wieder, außer ihm, der wohl noch draußen mit seinem schönen Haupte von der Kugel des Kameraden durchbohrt lag.

Lieutenant C. schien mehr als ein Decennium älter als am Morgen dieses Tages zu sein; seine Augen waren vom Weinen geschwollen, seine ganze Gestalt war von dem entsetzlichen Schuldbewußtsein niedergebeugt, vernichtet und reuevoll stand er vor den vier Kameraden, Zeugen seines Verbrechens, die ihn mit düsteren, ernsten Blicken betrachteten, in denen der verzweifelte junge Mann sein moralisches Todesurtheil zu lesen schien.

Schließlich nahm Lieutenant B. das Wort und äußerte mit ernster Stimme:

„Beklagenswerther, aber noch mehr strafwürdiger Kamerad. Von diesem Tage an gehörst Du weder dem Kronoberger Regiment, noch Deinem Vaterlande mehr an. Deine blutige That — es mag sein, daß sie in einem Zustand von unbegreiflicher Gemüthsverwirrung geschehen ist — würde sich stets zwischen Dich und Deine früheren Kameraden stellen, wenn auch die Gesetze des Landes Dich nicht für alle Zukunft von Deiner Heimath verjagten. Wir, Deine alten Freunde, können Dich doch nicht die gesetzliche Strafe für Dein Vergehen erleiden sehen, ohne heute Abend im Kreise des Offizierkorps die zu Deiner Flucht nach dem Auslande nöthige Summe gesammelt zu haben, welche ich Dir hier zugleich mit der Verzeihung Deiner bisherigen Waffenbrüder überbringe. Reise so schnell Du kannst, und vergiß, wenn Du es vermagst. Unser armer F. dürfte kein schwerer Ankläger gegen Dich vor dem höchsten Richterstuhl sein."

Beim Anhören dieses langen Vortrages fiel Lieutenant C. in sich zusammen; seine Füße wollten ihn kaum tragen und schluchzend reichte er seinen Freunden, die einen Kreis um den Armen gebildet hatten, die Hand.

Aber was war das?! Die Thür der Stube eröffnete sich, und es tritt eine gespensterhafte Gestalt in weißer Umhüllung ein. Man vermochte Anfangs nicht die heimtückische Erscheinung genau zu erkennen, denn das Talglicht, die einzige Beleuchtung der Stube, erfüllte nur dürftig seine Aufgabe; aber je näher das Gespenst trat, desto mehr erkannte man zu seinem unbeschreiblichen Entsetzen die Züge des getödteten F., der mit schneeweißem Gesicht, nur hier und da von einigen Blutstropfen gefärbt, gegen die erschreckte Geuppe einherschritt.

C. fällt zitternd auf die Knie und ruft mit ersterbender Stimme: „Gnade, Gnade! heiliger, unschuldiger Geist, Verzeihung und Erbarmen Deinem unglücklichen Freunde!"

Der Schatten rollt auf eine wilde und unangenehme Weise die Augen, streckt die Arme wie zu einer Beschwörung aus und sagt mit tiefer Baßstimme: „Gut, es geschehe! aber unter einer Bedingung: daß Du morgen Abend auf einem großen Ball das ganze Offiziercorps mit Punsch traktirst...."

Mit einem Freudenschrei fiel „der Mörder" in die Arme „des Opfers". Die beiden Duellanten hielten einander lange und fest umschlossen. C. schämte sich sehr, aber er ward doch wieder fröhlich, als er erfuhr, daß man mit blinden Schüssen eine Komödie gespielt habe, um ihm eine Lehre wegen seiner ungereimten Mordlust zu geben.

„Aber das Blut und die Leichenfarbe?" fragte er schließlich.

„Preißelbeersaft und weiße Schminke, lieber Freund," erklärten die Kameraden.

Auf dem Heimwege verrieth C. dem wiedererstandenen Todten, daß die wahnsinnigste Eifersucht die Ursache zu seinem verrückten Benehmen gewesen sei; er liebe Fräulein von K., die ihm einen Korb gegeben habe und sei wahnsinnig eifersüchtig auf F. geworden, der mehr Glück gehabt hatte.

„Nun, ist dem so, dann wirst Du mich bald wieder erschießen wollen, wenn ich Dir jetzt mittheile, daß Fräulein von K. gleich nach dem Tanze mir versprach, meine Frau zu werden."

„Nein, lieber Bruder, der Teufel hole mich, wenn ich das thue! Die Ereignisse dieses Tages, glaube ich, haben die Liebe völlig aus meinem Herzen verjagt," erwiderte C.

* * *

Ein Jahr später fungirte Lieutenant C. als Brautführer auf der Hochzeit des Lieutenants F. mit dem Fräulein von K. Nur eine Sache störte in etwas das fröhliche Fest. Die von Westjö bestellte Myrthenkrone war nämlich ausgeblieben, und die Braut war daher genöthigt, ihre dunklen Locken mit einer Krone von ausgesuchten feinen Preißelbeersträuchern zu schmücken. Lächelnd fragte sie Lieutenant C., ob er diesen „Brautschmuck" nicht für viel zu einfach ländlich finde. C. antwortete sofort:

„Meine Gnädige, ich lebte stets in der Meinung, Preißelbeersträucher seien ausgezeichnet schön, aber daß der Saft der Beeren etwas gar schwer zu ertragen sei."

Und wieder lachte die schöne Braut und sah durchaus nicht erstaunt aus über diesen sonderbaren Widerwillen gegen Preißelbeeren.

Aber wann hätten auch junge neuvermählte Ehemänner etwas ihren jungen Frauen verheimlichen können!

Der Frühling kommt.

Der Frühling kommt! Den ersten Strauß,
Den liebsten muß ich pflücken.
Es treibt mich in das Feld hinaus,
Und müßt' ich gehn auf Krücken.

Die Bücher überlaß ich gern
Den Spinnen und dem Staube:
Ist doch des Wissens Morgenstern
Nur der lebend'ge Glaube.

Die Bücher überlaß ich gern
Dem Staube und den Spinnen:
Bleibt doch des Lebens vollster Kern
Ein gottesfürchtig Minnen.

Nun schau ich, wie am duft'gen Hag
Die ersten Knospen springen;
Nun horch ich, wie dem sonn'gen Tag
Die Lerchen Hymnen singen.

Durch die erwachende Natur
Wie selig ist's zu schweifen!
Da kann des Weltenschöpfers Spur
Der Mensch mit Händen greifen.

Da hörst Du mit entzücktem Ohr
Der Schöpfung Pulse schlagen;
Und jubelnd läßt die Seel' empor
Sich von der Lerche tragen.

— Wohnung zu vermiethen. Vor Kurzem besichtigte irgendwo ein in tiefe Trauer gekleideter Herr eine zum Vermiethen ausgeschriebene Wohnung. Auf die Frage der Hausbesorgerin, ob er Kinder habe, folgt die traurige Antwort: „Sie sind auf dem Friedhofe." Die Gattin des Cerberus ist beruhigt, wird aber unsanft aus ihrem Frieden gerissen, als am nächsten Tage eine lärmende Kinderschaar ihren Einzug ins neue Heim hält. Entrüstet wendet sie sich an den Miether: „Sie sagten doch, Ihre Kinder seien auf dem Friedhofe?" — „Sie waren auch dort, um an dem Grabe ihrer Mutter zu beten," war die Antwort.

— Ein braves Kind. Der Herr: „Du bist ein recht hübsches Kind. Gehst Du aber auch in die Schule?" — Die Kleine: „O ja!" — Der Herr: „Das ist ja schön. In welche Schule gehst Du denn?"—Die Kleine: „In die Tanzschule."

Ein Künstlerroman.

Von einer in Ungarn gebürtigen Schauspielerin, deren Name in künstlerischen Kreisen Deutschlands nicht unbekannt ist, erzählt ein Budapester Blatt: „Sie zählte seit Jahren zu den Bühnenlieblingen der Hamburger, die mit ihr eine förmliche Cultur trieben. Einmal geschah es, daß ein dänischer Kaufherr, dessen Reichthum allbekannt ist — seine reichbeladenen Schiffe durchsegeln alle Meere — sich in die anmuthige Actrice auf einen ersten Anblick im Theater verliebte. Er begab sich am Tage nach der Vorstellung geradeswegs zur Künstlerin und bot ihr Herz und Hand an. Der Mann war ganz charmant, aber das Fräulein hatte Gründe, seinen Vorschlag abzulehnen. Sie wollte vor Allem ihre Freiheit nicht aufgeben, dann aber auch der Bühne nicht Valet sagen, wie der verliebte Freier verlangte. Dieser ließ sich indessen nicht so kurzweg abweisen. Er begreife, sagte er, daß die Dame mit keinem Menschen einen Bund für's Leben schließen wolle, der eben von der Straße eingetreten wäre und ihr fremd sei wie ein anderer Vorübergehender. Sie müsse ihn näher kennen lernen, und darum werde er sich erlauben, öfter wiederzukehren und sie immer wieder aufzusuchen. Es wäre unhöflich gewesen, sich das zu verbitten. Die Schauspielerin gestattete die zeitweiligen Besuche, welche den Bewerber indessen bald zu der Ueberzeugung führten, daß er nichts zu hoffen habe und der verabreichte Korb auch kaum mehr zurückgenommen werden würde. Einmal blätterte er in einem Album der Künstlerin und sah da ein Porträt, das ihr sehr ähnlich sah. Es waren dieselben Augen, dasselbe Lächeln, dieselben Grübchen in den Wangen .... und doch ganz anders ..... "Eine Verwandte?" fragt er. — „Meine Schwester," erwiderte sie, „die können Sie heirathen, wenn Sie wollen...."—„Auch bei der Bühne?" — „Nein." — „Wo lebt sie?" — In Ungarn, in Eperies, bei ihren Eltern." Der Däne sagte nichts weiter, empfahl sich bald darauf und reiste ohne Verzug nach Eperies in Ungarn. Er hütete sich aber diesmal, mit der Thür ins Haus zu fallen. Er suchte die Familie auf und überbrachte Grüße, mit welchen ihn Niemand beauftragt hatte, von der fernen Schauspielerin. Man nahm ihn freundlich auf, und da er angab, einige Zeit Geschäfte halber in Eperies verbleiben zu wollen, erhielt er die Einladung, öfter zu Besuch zu kommen. Er versäumte nicht, der Invitation Folge zu leisten. Die jüngere der Schwestern gefiel ihm bald beinahe besser als die ältere.... Auch er schien Eindruck zu machen, und als er nach mehreren Wochen mit einer Werbung herausrückte, begegnete er einer beglückten Zustimmung. Der Schauspielerin wurde nichts davon mitgetheilt. Und so geschah es, daß ihr eines Tages eine ganz merkwürdige Ueberraschung zu Theil wurde. Es erschien nämlich wieder der Freier aus dem Dänenlande und stellte ihre Schwester als — seine Frau vor."

Blumenlese gastronomischer Aussprüche.

Die Erfindung eines neuen Gerichts trägt mehr zum Glück der Menschen bei, als die Entdeckung eines neuen Sterns.
(Brillat-Savarin.)

Schande über den Gast, der während der drei nächsten Stunden nach der Mahlzeit Uebles von dem Gastgeber spricht. Die Dankbarkeit muß mindestens ebenso lange dauern, wie die Verdauung. (Raisson.)

Die Männer verlieben sich schließlich allemal sterblich in die Frau, welche ihrem Gaumen zu schmeicheln weiß.
(Balzac.)

Ein wahrer Gourmand hungert lieber, als daß er eine gute Mahlzeit übereilt hinunterschlucken möchte.
(Richelieu.)

Die Jugend ist die Würze, welche auch die schlechteste Küche in Ambrosia verwandelt. (Alfred de Musset.)

In jedem Zeitalter hat man die Genüsse der Tafel geliebt, und das Geschick der Völker hängt von ihrer Ernährungsweise ab. (Brillat-Savarin.)

Die Feinschmeckerei ist die beglückendste unter allen Leidenschaften, die einzige, die uns nicht täuscht und weder Kummer noch Gewissensbisse hinterläßt. Von allen Genüssen, die das Leben zu bieten hat, besitzt sie die längste Dauer, denn an ihr erfreut man sich noch, wenn man für alle anderen hingestorben ist. Die Liebe geht schnell vorüber und beunruhigt das Gemüth; gut Essen und Trinken aber giebt ihm Behagen und verschönert den Abend des Lebens. Ein guter Tisch ist der letzte Sonnenstrahl, der die Stirn der Greise umspielt.
(Dumas.)

— Lehrer (zornig): „Kannst Du denn gar nicht lernen, wie's Komma zu machen?"—Schüler weinend: „Ich weiß ja ganz gut, wie man sie macht, ich weiß nur nicht, wo man sie hinsetzt."

— Ein Dankbarer. „Herr Doktor, Ihne Ihr glänzend Redd verdank' ich's, daß ich freigesproche wor'n bin; ich bin en armer Mann un kann Ihne nix bezahle. awer gellese, Herr Doktor, ich derf Ihne e paar Lewerwerscht odder en Schinke vun der g'stohlene Sau ins Haus schicke?"

— Eine Verordnung aus der Zunftzeit. Um das Jahr 1425 beschwerten sich die in Ulm ansässigen und zu einer Zunft vereinigten Schlosser und Schmiede, daß die Krämer, Sattler, Spengler und andere der Kramerinnung angehörende Handwerker allerlei Waaren verkauften, deren Vertrieb nur ihnen, den Schlossern und Schmieden zustehe. In Folge dessen verordnete der Ulmer Rath, daß die Mitglieder der Kramerinnung solches Geschmiede weder in ihren Ladenfenstern aushängen, noch den Kunden zum Kaufe anbieten sollten. Dagegen wurde ihnen gestattet, im Hintergrunde der Verkaufslokale, gewissermaßen unter den anderen Waaren versteckt, Steigbügel, Striegel und Ringe auszulegen. Die Sattler sollten ebenfalls Hufwerk, das von ihnen nicht angefertigt war, blos hinten im Laden aufhängen. Den eigentlichen Krämern endlich wurde der Verkauf von Nägeln freigegeben, während man ihren anderen Innungsgenossen dies untersagte.

##